Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 10

Artikel: Erlebte Historie. Grenzland : Erinnerungen vom Rafzerfeld im Wandel bewegter Jahre

Autor: Kundert, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073973

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GRENZLAND

Foto Tuggener

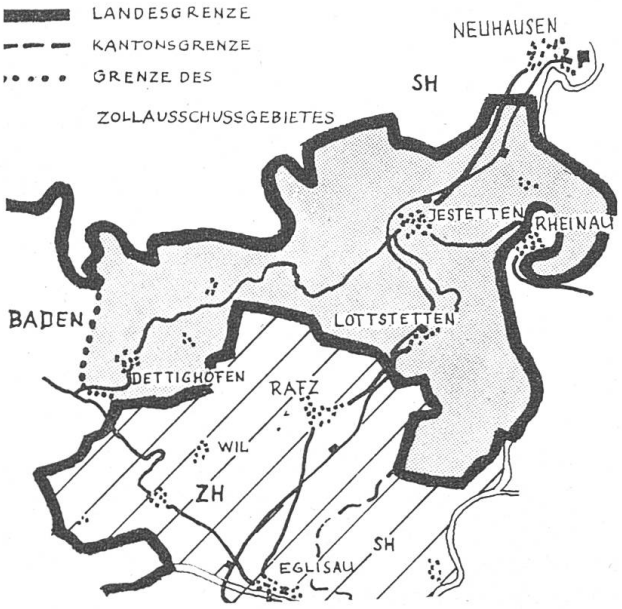
Erinnerungen vom Rafzerfeld im Wandel bewegter Jahre

VON FRITZ KUNDERT

Vor dreieinhalb Jahrzehnten kam ich als frisch gebackener Lehrer ins Rafzerfeld. Einer meiner Klassenkameraden hatte die Stelle ausgeschlagen, weil ihm das kleine Gebiet jenseits des Rheins zu einsam und zu weit ab von der Kultur schien. So biß eben ich in den Apfel. Der zürcherische Erziehungssekretär hatte sich vorsorglich vergewissert, ob mir die geographische und verkehrstechnische Lage der Ortschaft meiner künftigen Taten auch wirklich bekannt sei, denn er hatte ja seine Erfahrungen.

An einem glanzvollen Sonntagnachmittag des Spätjahres 1925 zog ich mit leichtem Gepäck von der Bahnstation auf der schnurgeraden Straße über die grüne Ebene nach dem Dorf, welches sich bescheiden an die nördliche Hügelkette anschmiegt. Blaugrün und rot prangten die Rebberge, von denen sich zunächst nur der Giebel des Schulhauses und die auf der Höhe thronende Kirche abhoben.

Den ersten Gruß entbot mir ein Bauer, der mir auf dem Velo nachgefahren war. Ob ich der neue Lehrer sei, fragte er, und als ich dies bejahte, brach er sogleich in die Klage darüber



aus, wie seine Tochter vom früheren Lehrer kujoniert worden sei. Hoffentlich gehe es bei mir menschlicher zu. Ich versprach ihm dies. Aber sicher war auch ich kein vollkommener Pädagoge.

Bei meinem Einmarsch in den Gemeindebann läuteten zwar nicht gerade die Glocken, aber immerhin spielte die Dorfmusik. Freilich nicht zu meinem Willkomm, sondern weil gerade eine militärische Einheit hier die Erinnerung an die verflossene Grenzbesetzung 1914 bis 1918 feierte.

Bei diesem Platzkonzert vor der «Krone» traf ich sogleich auf den Schulverwalter. Er bat mich in sein Haus zu einem währschaften Zabig mit Wurst, Brot und Most, wobei er mir einiges in mein Pflichtenheft diktierte. Nachher gingen wir zum Posthalter, denn auch er war Schulpfleger. Da wurde ich wieder zu Tisch geladen, und für die erste Nacht fand ich bei ihm auch ein Bett. Am nächsten Tag zog ich zu einer ehemaligen Wirtin, einer gütigen, gläubigen Witwe, die, selber ohne Nachkommen, einige Waisenkinder erzogen hatte.

«Der Mai ist gekommen . . .»

Als ich am Montagmorgen zum ersten Mal meine Schulabteilung betrat, saßen in den drei mir anvertrauten Sekundarklassen vierzehn Kinder. Es waren größtenteils Bauernbuben und Bauernmädchen, mit roten Backen und recht brav.

Mannigfach waren die Aufgaben, die uns Lehrern auch außerhalb der Schule übertragen wurden. Der Männerchor benötigte einen Dirigenten, der Kirchenchor einen Tenor für die Solopartie eines Weihnachtsspieles im Gotteshaus, der Turnverein einen Oberturner. Alles mußte der Schulmeister können. Ich hatte auch die Rede an der 1. August-Feier zu halten, obwohl ich an der Gemeindeversammlung als Fremder natürlich nicht so ganz für voll genommen wurde.

Immerhin reichte es mir doch zu einer Wahl in die Gesundheitskommission, der vor allem die Überwachung der Wirtschaften oblag. Zweimal im Jahr suchten die zwei Mitglieder der Kommission die Weinkeller heim, prüften den bisweilen köstlichen Wein aus verschiedenen Fässern und stellten dessen Güte durch bedächtiges Schlürfen mehr oder weniger zuverlässig fest. Über einen Wirt zirkulierte der Witz, daß er sogar aus frischen Trauben Wein herzustellen verstehe, im Herbst aber oft aus altem Rotwein und süßem Most vorzüglichen Sauser im Stadium braue. Die Kommission hat ihn nie erwischt; er war zu schlau und sorgte peinlich dafür, daß ihn weder Apfel- noch Birnenkerne verrieten.

Im Krieg wurde die Polizeistunde für den ganzen Kanton durch einen neuen Erlaß von Mitternacht auf 11 Uhr abends vorverschoben. Unmittelbar danach hielt der Frauenverein des Rafzerfeldes seine Generalversammlung ab. Von der neuen Regelung hatte noch keine der ehrenwerten Damen Notiz genommen. So saßen sie denn bei einem guten Glas bodenständigen Rebensaftes nach Abwicklung ihrer Geschäfte in aufgeräumter Stimmung noch etwas im Beizlein beisammen. Als der Hüter des Gesetzes namens May erschien, um sie zur Heimkehr zu mahnen, wurde er nicht ernstgenommen. In voll tönendem Chor empfing ihn der Gesang: «Der May ist gekommen, die Bäume schlagen aus. Da kehre, wer Lust hat, mit Sorgen nach Haus.» Das Ende vom Lied war eine «Überhöcklerbuße» für die sonst so gesetzten, dörflichen Gattinnen und Mütter.

Die Grenze war keine Mauer

Als ausgesprochener Binnenländer hatte ich von Grenzen die sture Vorstellung, der Trennlinie auf der Landkarte entsprächen im Gelände tatsächliche Mauern und Barrieren. Mit der Zeit erst merkte ich, daß auf der anderen Seite auch Menschen wohnten mit ihren Sorgen und Freuden.

Der Verkehr hin und her war ziemlich rege. Man ging zum deutschen Zahnarzt und brachte vielleicht aus dem Reich einmal ein Pfund Fleisch nach Hause, denn es war dort viel billiger. Unsere Nachbarn hatten ihre Inflation eben überstanden, und es ging ihnen langsam wieder besser. Vor allem die Bauern kamen ganz ordentlich durch. Sie hatten gerade durch die Geldentwertung die Möglichkeit gewonnen, ihre Hypothek auf dem Hof mit einem Säulein abzuzahlen. In unserer Wohnung lagen noch ganze Bündel von Billionen- und Trillionen-Mark-Noten. Man hätte damit Zimmer tapezieren können.

Auch das Holz war für uns Schweizer wegen unserer starken Währung sehr günstig zu haben. Lange Holzfuhren ratterten Tag und Nacht vom Schwarzwald her gegen Zürich. Der gegenseitige Handel mit Vieh blühte, und deutsche Beeren wurden in ansehnlichen Mengen in die Stadt geliefert.

Der Grenzverkehr wurde dadurch besonders

gefördert, daß noch das Badische Zollausschlußgebiet bestand, dem Dettighofen, Baltensweil, Berwangen, Jestetten, Lottstetten und Altenburg angehörten. Dieser zwischen schweizerischen Gebieten liegende deutsche Jestetterzipfel ist schon 1840 wegen seiner ungünstigen Verkehrslage zum Mutterland aus dem Badischen Zollverband ausgeschlossen worden. Seine Bewohner konnten seither aus dem deutschen Reich wie aus der Schweiz die Waren zollfrei einführen.

Die billigste Benzinquelle Europas

Die Zollfreiheit hatte auch zur Folge, daß man in Lottstetten den Liter Benzin, weder von deutschen noch von schweizerischen Zollgebühren belastet, für 20 Rappen tanken konnte. Es war die billigste Benzinquelle Europas. Kein Wunder, daß dieser oder jener Automobilist auf seinem Weg von Zürich nach Schaffhausen dort einen Halt einschaltete.

Die schweizerischen Grenzwächter jedoch wachten mit scharfen Augen und mit Qualitätsfeldstechern über ihre Landsleute, die den Most wohl billig einkaufen durften, ihn aber bei der erneuten Einfahrt ins Vaterland verzollen mußten. Der Stand der Flüssigkeit wurde, wie schon bei der Ausfahrt, mit einem Stab im Spundloch des Benzintanks gemessen. Das Ergebnis der ersten Messung mußte man auf einem Zettel vorweisen. Es ist dabei wohl nur ganz Gerissenen gelungen, ihren Wagen so in den Straßengraben zu stellen, daß die Einfüllseite entlastet wurde und einige Literchen schwarz über die Grenze flossen.

Schön aber war es, mit den gestatteten 30 Litern hinaus zu fahren in den herrlichen Schwarzwald.

Schmugglerromantik

Alle diese Beziehungen bildeten aber nur einen Bruchteil der Romantik, welche den Verkehr über die Grenze in der Zeit während und nach dem Ersten Weltkrieg umspielte. Fast unerschöpflich blieb der Gesprächsstoff, wenn die Schmugglerabenteuer aufgewärmt wurden. Selbstverständlich waren die Erzählenden selbst nicht dabeigewesen, aber sie hatten davon vernommen, und wie!

Ein Schmugglerkönig trieb es besonders hartnäckig. Ein bewegtes Leben lag hinter ihm, und er war bisher durch alle Fallen geschlüpft. Waren schon vorher die Tiere des Waldes nicht sicher vor dem Wilderer, so hatte er es dennoch zum Stadtpolizisten in Basel gebracht. Erst dort war er ernsthaft mit dem Gesetz in Konflikt gekommen, worauf er wieder aus dem Staatsdienst entlassen wurde.

Von diesem Gesellen wird berichtet, der bedeutendste Warenschub sei schwarz über die Grenze gegangen, als er, ins Rafzerfeld zurückgekehrt, die damalige Grenzwacht in einer Wirtschaft des Dorfes freihielt. Bei den Überwachungsorganen hatte sich eine derartige Wut gegen ihn angesammelt, daß er nach der endlichen Verhaftung wie das Vieh auf einen Wagen gebunden und durch das Dorf zum Bahnhof geführt wurde. Dagegen fand ihn dann ein Zürcher Gericht vermindert zurechnungsfähig und ließ ihm sogar die konfiszierte Flinte wieder aushändigen!

Tabak, Kaffee und Stoffe waren draußen gesuchte Dinge. Es wurde schön bezahlt, wenn das Unternehmen gelang. Kein Wunder, wenn die Versuchung oft übermächtig wurde, besonders als die Lebenskosten unaufhaltsam stiegen und die Gehälter der Zöllner und Polizisten nicht nachkletterten. Allgemein ergab sich aber später die Meinung, Schmuggelgeld habe keinen Segen gebracht; es sei zerronnen wie gewonnen. (Fortsetzung Seite 33)

VEXIERBILD

Wo ist der Waldi?

Vom Anschlusswunsch an die Schweiz ...

Aber die menschlichen Beziehungen über die Grenze hinweg erschöpften sich nicht im Handel und im Schmuggel. Die Gesangvereine hüben und drüben hielten gute Freundschaft, und die Männerchöre von Lottstetten und Dettighofen beteiligten sich an unseren Sängeranlässen auf Schweizerboden. Gleichermaßen ergötzten wir uns an dem Narrentreiben auf deutschem Boden, das während einer Woche in den freundlichsten Farben blühte, und vor allem auch an den lustigen fasnächtlichen Theateraufführungen.

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Leute aus dem Zollausschlußgebiet sogar einmal versucht, den Anschluß an den Kanton Schaffhausen und damit an die Eidgenossenschaft zu finden. In Karlsruhe bekam man Wind von diesen rebellischen Bestrebungen, und als die Abgeordneten der sechs Gemeinden sich zur Besprechung des Vorgehens in Jestetten versammelt hatten, erschienen Polizeibeamte aus der badischen Hauptstadt, um die Verschwörer in Gewahrsam zu nehmen. Die schlauen Bürger indessen hatten sich vorsichtigerweise nebenbei landwirtschaftliche Geschäfte bereitgelegt und konnten sich elegant aus der Schlinge des Hochverrats ziehen. Eine kleine Irridenta zugunsten der Schweiz war damit erledigt.

Unter meinen Schülern war auch ein Knabe von «drüben». Tagtäglich legte er den fast zwei Stunden langen Weg nach unserem Schulort zu Fuß zurück. Die Distanz zur deutschen Schule wäre noch viel größer gewesen, und die Schweizerschule galt als so gut, daß seine Eltern auch ein geringes Schulgeld auf sich nahmen. Er war ein stilles, bescheidenes Bürschchen, dieser Max. Leider habe ich es aber mit meiner demokratischen Erziehung, mit staatsbürgerlichem Unterricht und den Grundsätzen unserer Bundesverfassung nicht verhindern können, daß aus ihm einige Jahre später ein fanatischer Nazi wurde.

... zum Auftauchen der Braunhemden

Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus und erst recht nach seiner Machtübernahme änderte sich das nachbarliche Verhältnis. Die Verbindungen hörten auf, der Grenzverkehr nahm ab. Die Formalitäten wurden strenger, und die Grundstücke, die Schweizern gehörten, aber im Zollausschlußgebiet lagen, konnten nur noch mit Schwierigkeiten bewirtschaftet werden. Merkwürdig berührte es mich, als 1935 auf einem Schulspaziergang über die Grenze am vertrauten deutschen Zollamt neben den gemütlichen grünen deutschen Beamten die Braunhemden auftauchten.

Die Bevölkerung im deutschen Grenzgebiet zeigte sich zwar im allgemeinen der neuen Bewegung gegenüber ziemlich gleichgültig. Immerhin gab es uns zu denken, als ein deutscher Bauer in unserem vertrauten Kreis erzählte, er müsse mitten im Heuet zu einer Art Exerzieren mit der Partei antreten.

Die wenigsten Deutschen erkannten klar, was da im Kommen war, und es gab einzelne, die sich der Partei mit Haut und Haar verschrieben. Schon an einer Holzgant im November 1932 plagierte ein Nazi, wie die NSDAP nach ihrem Sieg mit Gegnern innerhalb und außerhalb Deutschlands aufräumen werde. Ein biederer Schweizer entgegnete ihm mit prophetischem Blick: «Und wän er nomal Chrieg afanged, so chömed er nomal uf d Schnurren über!»

Die veränderte Stimmung wurde besonders spürbar, während des Sängerfestes in Lottstetten im Frühling 1933. Daß unser Chor mit dem Mundartlied «s Heimwehland» von Lavater die geringste Lorbeerkranzauszeichnung erhielt, war nach der neuen Lage der Dinge nicht verwunderlich. Daß aber den Rüdlingern ein Punkteabzug zugemutet wurde, weil einer ihrer Sänger beim Wettgesang eine Hand in der Hosentasche behalten hatte, ging uns Schweizerknaben nun doch über die Hutschnur. Wir legten bei der Jury geharnischten Protest ein, und die Drohung der zahlreichen Schweizer Vereine, den Festort augenblicklich zu verlassen, führte dann zu einer, allerdings gewundenen Entschuldigung des Kampfgerichtes.

Die eifrige Parteinahme für den Nationalsozialismus «lohnte sich» nach Ansicht vieler von drüben. Zweifelhafte Figuren wie der «Tauben-Heiri» schlossen sich «der Bewegung» an. Unter dem republikanischen Regime spielte er Tanzmusik an unseren alljährlichen Männerchorkränzchen und sang auch hie und da ein zweideutiges Couplet. Die Gemeinde mußte dem Tagedieb seine Familie erhalten. Nach der Machtübernahme durch den gefeierten neuen «Führer» wurde der «Tauben-Heiri» bald städtischer Krankenkasseninspektor in Waldshut und reiste mit einem flotten Automobil in seinem Bezirk umher.

Treue auf exponiertem Aussenposten

Unsere einheimische Bauernschaft erwies sich als erstaunlich immun gegen die Verlockungen der Hitlerschen Propaganda. Deutliche Stellungnahmen gegen die «Nationale Front», die bekanntlich die nationalsozialistischen Ideen unterstützte, wurden laut. Leider aber gab es auch bei uns Einzelgänger, welche dieser Organisation beitraten. Sie wurden zwar in unseren Gemeinden sehr bald gemieden, doch waren plötzlich einige Bekannte dabei. Und merkwürdige Stimmungen entstanden, wenn man sie nach Kriegsausbruch wieder einmal besuchte. Man nahm sich wohl schon etwas in acht bei dem, was man ihnen sagte. Darunter aber litt das vorher bis in alle Einzelheiten vertraute Nebeneinander der Dorfbewohner.

1940, nach der Niederlage Frankreichs und dem berühmten Rütli-Rapport, an dem General Guisan den Rückzug des Gros der Schweizerarmee ins Réduit bekanntgab, machte sich in der Ebene nördlich des Rheins eine etwas unangenehme Resignation breit. Die wehrfähigen Männer leisteten ihren Aktivdienst auf der Südseite des Stromes, und dort waren auch die Bunker gebaut.

Zwar hatten sich somit die eigentlichen Abwehrstellungen schon vorher im Rücken des Rafzerfeldes befunden. Und nun teilten wir sogar mehr als vorher das Los eines großen Teils des schweizerischen Mittellandes; denn auch dieses wurde ja jetzt weitgehend von Truppen entblößt. Aber bis dahin waren doch die Beschützer in großer Zahl ganz in der Nähe und Vorposten sogar bis an die Grenzen plaziert gewesen. Jetzt war hinter dem Rhein fast keine Truppe mehr da und die Lage der Bevölkerung auf diesem exponierten Außenposten damit psychologisch doch viel prekärer. Daß man im Falle eines Krieges zunächst aufgeben würde, gab einem hier, wo man durch den Fluß von der Schweiz getrennt und sonst nur von deutschem Gebiet umgeben war, ein besonderes Gefühl der Verlassenheit. Auch eine kleine Sonderaktion des Dritten Reiches gegen das Rafzerfeld schien nun möglich, während die schweizerischen Verantwortlichen vorher auf einen solchen Akt wohl viel eher als auf jeden anderen Angriff reagiert hätten.

Doch gab es nur einen einzigen Fall von Desertion ins Dritte Reich. Er betraf einen unserer jungen Stellvertreter an der Dorfschule. Dieser verschwand unbemerkt über den Grenzbach und kehrte nicht mehr zurück. Er hat sich draußen später zur SS gemeldet.

Anderseits baten immer zahlreicher Flüchtlinge um Einlaß. Und die Hüter unserer Landesmarken hatten schwere Zeiten. Manchem unserer Familienväter blutete das Herz unter dem Zöllnerrock, wenn er auf Befehl von oben Frauen und Kinder zurückstoßen mußte, wohl oft in unvorstellbares Elend oder in den Tod.

Trotz allem darf klar gesagt werden, daß die exponierten Eidgenossen auf dem Rafzerfeld in ihrer großen Mehrheit treu zur Landesfahne gehalten haben – gerade auch jene, die sich aus Neugier einmal Hitlers «Mein Kampf», der von den Deutschen selber viel zu wenig gelesen wurde, von drüben ausgeborgt hatten. Besonders die Frauen leisteten schwere Arbeit und halfen den großen Schwierigkeiten im Vaterland Meister zu werden.

So hatten im Laufe von zwei Jahrzehnten die nachbarlichen Beziehungen über die Grenze alle denkbaren Stadien von einem ungetrübten absolut freien Verhältnis bis zu einem radikalen gegenseitigen Sich-Abschließen durchlaufen. Heute haben sie sich wieder normalisiert. Allerdings ist die Zollfreiheit, welche die Nationalsozialisten faktisch abgeschafft hatten, nach dem Krieg von den Franzosen auch noch rechtlich außer Kraft gesetzt worden. Und das Zollausschlußgebiet wurde bis heute nicht wieder hergestellt. Im Großen spricht man mehr als je von einer Abschaffung der Grenzen durch die europäische Integration. Umso eigenartiger mutet es an, daß man im Kleinen, dort wo es für die Menschen am wichtigsten ist, nicht fähig zu sein scheint, auf so bewährte Lösungen zurückzugreifen.

Es ist etwas Eigenes um Grenzlinien. Ein paar Pfähle, ein Zaun, ein munteres Bächlein trennen zwei Gemeinden. Am Ufer eines Flusses oder auf einer Anhöhe verhindert eine kaum bemerkbare Tafel oder ein schmuckloser Stein das Weitergehen. Im Weiler vor uns herrschen ein anderes Recht, ein anderer Geist, andere wirtschaftliche und soziale Zustände als in dem eben verlassenen Dorf hinter uns. So richten Menschen und Völker Wände auf, die Glück und Unglück der Generationen bedingen.

Foto: Max Furrer
Im Atelier